Nr. 172 Erschienen am 31. Dezember 1904 VI. Jahr

Die Fackel

Herausgeber:

KARL KRAUS.

Erscheint in zwangloser Folge.

Preis der einzelnen Nummer 24 h.

Im Einzelverschleiß Berlin NW 7, Friedrichstraße 101, Buchhandlung M. Lilienthal 25 Pf

Nachdruck und gewerbsmäßiges Verleihen verboten; gerichtliche Verfolgung vorbehalten.

WIEN.

Verlag ‚DIE FACKEL', IV. Schwindgasse 3.

Soeben beginnt zu erscheinen die

Neue

Gesamtausgabe

der Werke von

Detlev von Liliencron

in 56 Lieferungen . . . à 50 Pf.
in 14 Bänden geheftet . à 2 M.
in 14 Bänden gebunden . à 3 M.
in 14 Bänden in Halbfranz à 4 M.

Im April 1905 ist diese neue Gesamtausgabe vollständig.

Man subskribiert in jeder Buchhandlung
oder beim Verlag

Schuster & Loeffler

BERLIN S. W. 11.

Die Fackel

Nr. 172 WIEN, 31. DEZEMBER 1904 VI. JAHR

[Die Gräfin Montignoso]

Ob die internationalen Vorkehrungen gegen das Eindringen der Pest immer eingehalten werden, weiß ich nicht. Das Eindringen der Gräfin Montignoso zu verhindern, ist bisher vollauf gelungen.

> »Die staatlichen Polizeiorgane in Salzburg hatten den Auftrag, der Gräfin das Betreten österreichischen Gebietes zu verwehren. In Ausführung dieses Auftrages befanden sich Freitag und Samstag in der benachbarten Bahnstation Freilassing ein Polizeikommissar, sowie mehrere Geheimpolizisten, um die Züge zu kontrollieren. Auch die Zugänge zur kaiserlichen Residenz, der Wohnung der großherzoglichen Familie waren scharf bewacht und mehrere Beamte des Großherzogs erhielten den Auftrag, der Gräfin nötigenfalls den Zutritt zur Wohnung ihrer Eltern zu verweigern. Gleichzeitig erhielt die Gräfin Montignoso die Mitteilung, daß sie unter keinen Umständen Salzburg betreten dürfe, sondern sich unverweilt nach Florenz begeben und dort weitere Verhandlungen abwarten solle«.

Dem Sanitätskordon ist ein großer Erfolg zu verdanken. Immerhin bleibt es rätselhaft, daß sich Italien dem internationalen Schutzbündnis nicht angeschlossen hat. Dresden und Salzburg sind seuchenfrei …

Ward je der Welt ein scheußlicheres Schauspiel geboten? Da der polternde Alte in Dresden [1] geschmackvolle Leute, die auch das Privatleben höchster Persönlichkeiten nicht interessiert, mit seinen Manifesten nicht mehr behelligen kann, durfte man den Skandal beendigt glauben. Nein, der Schwachmatikus, der ihm gefolgt ist, muß auch den wilden Mann spielen und die einst geliebte Frau, die durch Ehebruch gewiß nicht das Recht auf Muttergefühle verwirken konnte, in Gemütszerrüttung jagen. Und doch weiß jedes Kind in Sachsen, daß dieser Gatte nicht freiwillig mit seinen Hörnern durch die Wand rennt, daß er den Fall nicht so tragisch nimmt wie sein Hofgesinde; daß August der Schwache sogar heimlich vor kurzem einen Besuch in Florenz gemacht hat und daß an dem ganzen Rummel, an der Flucht und dem Jammer der Kronprinzessin nicht die Enthüllung einer Schmach, sondern der Geschlechtsneid einer Verwandten, deren altbewährte Tugend noch jeder Sprachlehrer respektiert hat, die Schuld trägt. Gewiß, die Sentimentalität der Weihnachtsschmöcke ist ebenso lästig wie die Moralität der 'Sonn— und Montagszeitung', die gegen Louise auftreten zu müssen erklärt, weil ihre Affäre zu

1 Der letzte sächsische König Friedrich August III. war seit 1891 mit Luise von Toskana, mit der er sechs Kinder hatte und die ihn, schwanger mit dem siebten, 1902 verließ, verheiratet. Die Ehe wurde 1903 geschieden.

einer »Verwirrung der sittlichen Begriffe« geführt habe. Dennoch muß man die Staatsheuchelei, die der Welt den Skandal der polizeilichen Abschaffung einer Mutter von Königskindern nicht erspart und, das dummenaugusthafte Nachspiel österreichischer Schutzvorkehrungen geboten hat, bei ihrem wahren Namen nennen. Wozu gibt es denn Parlamente, wenn sie nicht einmal den Mut aufbringen, Mitglieder von Herrscherhäusern zu *schützen*, den lächerlichen Kontrast zwischen Privilegien und absoluter Rechtlosigkeit zu beleuchten und den auf auf der Höhe der Menschheit Wohnenden die Mitarbeit an der Klatschpresse ebenso zu verbieten wie den Mißbrauch staatlicher Organe für die Erledigung ihrer Familienangelegenheiten?

* * *

[Berufsrichter und Geschworne (Mit einer Zuschrift des Gerichtssekretärs Dr. Friedrich R. v. **Engel**)]

Da ich im letzten Hefte im Anschluß an den Artikel des Herrn Dr. Beck eine flüchtige Psychologie des Geschwornen entwarf, bedachte ich sehr wohl, daß auch der Berufsjurist Fragen des Lebens, die in einem Ehrenbeleidigungsprozeß zu entscheiden sind, nur zu oft als dürftiger Berufsmensch gegenübersteht. Ich erinnerte mich an die haarsträubenden Dinge, welche mir über die Interpretation erzählt wurden, die das Reichsgericht, die höchste Instanz gelehrter Rechtsprechung in Deutschland, einmal dem Begriff der »berechtigten Interessen« angedeihen ließ. Daß die gelehrten Durchschnittsseelen nicht besser als die ungelehrten taugen, gedachte ich in einem Nachtrag auszuführen. Die Zuschrift eines Wiener Richters, die inzwischen eintraf, überhebt mich dieser Mühe:

> Hochverehrter Herr Kraus!
> Zu dem in der 'Fackel' Nr. 171 vom 17. Dezember 1904 enthaltenen Artikel »Der Gesetzentwurf zur Verbesserung des Schutzes der Ehre« erlaube ich mir die folgenden Bemerkungen zu machen.
> Ich stimme der Ansicht des Herrn Dr. Berthold Beck bei, daß »eine gedeihliche Spruchstätigkeit der *Berufs*gerichte in Preßbeleidigungssachen« nur dann zu erwarten ist, wenn eine gesetzliche Bestimmung geschaffen wird, die den schützt, der in Wahrung berechtigter Interessen eine Ehrenbeleidigung begangen hat. Ich teile aber mit Ihnen die Befürchtung, daß die Rechtsprechung auch dann noch auf ein schwankendes Fundament gestellt sein wird, insolange vom Gesetzgeber nicht ausdrücklich ausgesprochen sein wird, was unter »berechtigten Interessen« zu verstehen ist. Denn es ist nur zu wahr, daß unsere heutige Judikatur bloß Geld— und Geschäftsinteressen als die allein berechtigten und schutzbedürftigen anerkennt. Daß die Geschwornengerichte diesen Begriff der berechtigten Interessen bei ihrer Rechtsprechung vor Augen haben, haben Sie an einem vor dem Wiener Schwurgerichte stattgefundenen Ehrenbeleidigungsprozesse nachgewiesen. Daß aber auch die Berufsgerichte von dem ganz gleichen Begriffe der berechtigten Interessen ausgehen, hat der im heurigen Jahre in München durchgeführte »Gralsraub—Prozeß« Conried gegen Conrad in schlagender Weise dargetan.
> Die Vorgeschichte dieses Prozesses ist bekannt. Der Münchener Schriftsteller M. G. Conrad, der auf eine dreißigjährige, ehrenvolle literarische Tätigkeit zurückblickt, die zum großen Teile der uneigennützigen Verfechtung der Sache Richard Wagner's gewidmet

war, hatte in einem Aufsatze die Aufführung des Parsifal in New—York durch Herrn Conried als das bezeichnet, was sie in den Augen jedes anständigen Menschen ist und bleibt: als einen Raub am Erbe Richard Wagner's, als einen Raub an Bayreuth, dieser jedem Kunstfreund heiligen Stätte. Und diesem selben Conrad wurde von dem Berufsgerichte in allen Instanzen der Schutz des § 193 St. G. B. für das deutsche Reich entzogen, das heißt es wurde ausgesprochen, Conrad habe nicht in Wahrnehmung berechtigter Interessen gehandelt, denn er habe keine berechtigten Interessen an der Wagner—Sache. Krasser ist die kapitalistische Auffassung des Begriffes »berechtigter Interessen« wohl noch nie zum Ausdrucke gebracht worden als in diesem Urteile. Wäre M. G. Conrad an der Bayreuther Bühne finanziell interessiert, bezöge er für die Vertretung der Wagner—Sache von der Familie Wagner einen Jahresgehalt, wäre er mit einem Worte in seinem Geschäfte gestört worden, dann wäre ihm der Schutz des § 193 St. G. B. gewiß eingeräumt worden. Weil dies aber nicht der Fall, weil er nicht zum Schutze seines Geschäftes und Geldsackes, sondern aus purem künstlerischen Idealismus zur Wahrung gefährdeter *allgemeiner, idealer* Interessen das Wort ergriffen hat, wurde er — verurteilt.
Dieser, wie der von Ihnen angeführte Fall beweisen wohl zur Genüge, daß »eine gedeihliche Spruchstätigkeit der Berufsgerichte in Preßbeleidigungssachen« nur dann zu erwarten ist, wenn vom Gesetzgeber klipp und klar ausgesprochen wird: daß der Schutz berechtigter Interessen nicht nur dem gebührt, der persönliche, private oder Geldinteressen vertritt, sondern vor allem auch dem, der zur Wahrung *allgemeiner, öffentlicher, idealer* Interessen eine Ehrenbeleidigung begangen hat. Mit dem Ausdrucke meiner Hochachtung Ihr ergebener

Wien, 20. Dezember 1904. Dr. *Friedrich v. Engel*

*

Dieser Vorschlag ist der allein vernünftige. Eine Überweisung der Ehrenbeleidigungen an gelehrte Senate wäre, solange die »Wahrnehmung berechtigter Interessen« nicht ins Gesetz aufgenommen ist, verhängnisvoll, solange sie nicht besonders definiert ist, überflüssig. Das Streben der Duellgegner nach Umgehung des Schwurgerichtes entspringt gewiß der Erkenntnis eines Übels. Aber wenn ich die Wahl habe, den Zufall oder einen Pfeidler als Richter im Ehrenhandel anzuerkennen, wähle ich — einem schlechten Gesetz gegenüber — gewiß nicht den Juristen.

* * *

[Die Stagnation]

Herr v. Hartel hatte in seiner berühmten Beantwortung der Interpellation in der Marschall—Affäre gegen die Akademie den Vorwurf der »Stagnation« erhoben [1]. Er war in seinem Munde insofern berechtigt, als durch das Verhalten der Professoren den protektionistischen Einflüssen tatsächlich stauende Hindernisse entgegengesetzt wurden. Die Herren verstanden aber den Vorwurf anders und schickten eine Deputation mit der Bitte um Aufklärung zum Unterrichtsminister. Die »Aufklärung«, die ihr wurde, war klas-

1 s. Heft 171 # 02

sisch. Vollends klar wird sie durch die Schlußworte des Herrn Hartel. Die Professoren hatten sich auch darüber beschwert, daß die Interpellationsbeantwortung die Meinung aufkommen ließ, als wäre die Pensionierung Tautenhayn's im vollen Einvernehmen mit dem Rektorat der Hochschule erfolgt. »Es sei doch bekannt, daß der Rektor nur im *ministeriellen Auftrage* den bestehenden Wunsch in rücksichtsvoller Form dem verdienten Kollegen pflichtgemäß mitteilte«. Herr v. Hartel schuf wie folgt Klarheit.

> »Auch will ich gern beifügen, was übrigens bereits aus meiner Interpellationsbeantwortung *deutlich hervorgeht,* daß sich der Ausdruck 'im gegenseitigen Einvernehmen' *lediglich auf die beiderseits gepflogene Besprechung nach* einer rücksichtsvollen Verständigung Professor Tautenhayn's bezog.«

Das gegenseitige Einvernehmen bestand also darin, daß Herr Hartel, nachdem er einen Auftrag erteilt hatte und die bekannte rücksichtsvolle Verständigung erfolgt war, noch einmal mit dem Rektor eine »*beiderseits* gepflogene Besprechung« hatte. Wohlgemerkt, beiderseits. Der Rektor war dabei, als Herr Hartel mit ihm sprach, und kann sich jetzt nicht mehr ausreden. Das gegenseitige Einvernehmen war hergestellt … Für die Verlogenheit der Amtssprache ist der einzelne gewiß nicht verantwortlich zu machen. Aber es ist höchste Zeit, daß mit dieser nie sehenden, aber stets ins Auge fassenden, nie überlegenden, aber stets Erwägungen näher tretenden, rücksichtslosen, aber tunlichst berücksichtigenden Gesellschaft, deren Deutsch so schlecht ist wie ihr Wille, aufgeräumt wird [1]!

* * *

Libretti

Ich war nicht in der »Juxheirat« des Herrn Julius Bauer. Aber weiß ich denn nicht auch so, daß sie ein Schund ist? Muß ich mich in die Wortspielhöhle begeben, um noch einmal zu sagen, was hier hundertmal wiederholt worden ist? Ich glaube, die Clique hat sich gemerkt, was sie in der ersten Nummer der 'Fackel' über den »Adam und Eva«—Skandal zu hören bekam. Daß es der angenehme st—g, dessen Humor den des Herrn Bauer wie ein junger Grind die alte Krätze beneidet, vergessen hat, daß er die Erfolgfälscherei munter fortbetreibt, ist allerdings bedauerlich. Aber der Zweck heiligt das Brechmittel; und die Leser der 'Neuen Freien Presse' haben sich daran gewöhnt. Es ist gar nicht auszudenken, was sich dieses dümmste Publikum von seinen Meinungslieferanten alles bieten ließe. Ein aus Saphir'schem Rinnsal destillierter Buchstabenwitz, dessen Äußerungen ein reinlicher Mensch nicht über die Schwelle des Bewußtseins läßt, als Grundelement des Bühnenhumors! Nie, selbst nicht auf dem Niveau Leon'schen Librettoschwachsinns, stand die Operette tiefer als da ihr Herr Bauer seine Tantiemenlust zuwendete.

Über einen schlechthin idiotischen Text kann selbstschaffend der Komiker triumphieren. Er spielt auf eigene Faust. Die Verachtung, die ein Girardi, der in einem Schnäuzen mehr Humor birgt als sämtliche Landesberge der Welt in ihrem Lebenswerk, für seinen Dichter übrig hat, verwandelt sich in Dankbarkeit für den Mann, der ihm eine Gelegenheit schuf und ihn im übrigen mit zudringlichen Kalauern nicht allzusehr belästigt. Unter Herrn Bauer's »literarischen« Aspirationen, unter seinen Witzanfällen, die alle »gebracht« werden müssen, unter dieser maschinellen Geisterzeugung keucht gerade der

1 Im Deutschland des Jahres 2014 »überlegt man, ob … « oder »erwägt«

schöpferische Bühnenhumorist. In den Linien, die der theatralische Handwerker vorzeichnet, lassen sich Gestalten formen. Was aber soll der Künstler mit Situationen anfangen, die die Sucht nach einem Silbenscherz geboren hat? Für Herrn Bauer's Witze müssen Dekorationen angeschafft werden. Nie entstand ihm aus einer Anschauung ein Gedanke; im Anfang war der Kalauer. Der »arme Jonathan«, von allen Flachköpfen und Speichelleckern als »literarisches« Buch gepriesen, muß in seinem bewegten Dasein auch Tierbändiger gewesen sein, um den kostbaren Einfall herbeizuführen, er habe sich in dieser Stellung nicht halten können, wiewohl er »doch den Bestien seiner Zeit genug getan« hatte. Und seine Geliebte, Molly, muß sich mit Selbstmordideen tragen, um ihm Gelegenheit zu der Bemerkung zu geben, daß die Welt darüber staunen werde, wie sich nur »ein weibliches Wesen mit einem Mannlichergewehr umbringen« konnte. Herr Bauer macht Verse, deren Formgewandtheit den dürftigen Witzgehalt immerhin zur Geltung bringt. In einer der vielen Hochzeitszeitungen bei Taussigs vorgelesen, mögen sie recht gute Wirkung machen. Kein Schauspieler kann ihnen beikommen, kein Theaterpublikum goutiert sie. Nicht, weit sie zu geistvoll — Meilhac's, Cremieux' und Nuitter's Offenbachtexte und die Hopp'sche Bearbeitung sind geistvoller —, aber weil sie zu wenig bühnenhaft sind. Von den Strauss'schen Texten — ich halte den »Zigeunerbaron [1]« des Börseaners Schnitzer für den besten — sei hier nicht die Rede; daß Johann Strauss unter seinen Libretti leiden mußte, daß er keine besseren »fand«, ist eine musikhistorische Lüge: der Undramatik dieser Walzerherrlichkeit hätte das beste Buch nicht geholfen. Aber das vertrotteltste ist der Bühnenwirkung kein Hindernis. Wenn es nur dem Schauspieler Spielraum läßt. Wie sagt Viktor Leon im »Opernball«? »So eine Depesche ist oft fatal. O Elektrizität! — Es gibt Zeiten, wo man wünschte, daß man dich nicht erfunden hätt'!« Und wie heißt's in »Toledad«? »Es war der Fall noch niemals auf der Welt — daß Spanierinnen einer gut gefällt — denn selbst mit Geld und Adel vom Papa — man macht nur so (Geste) und sagt: tatatata.«. Diese schönen und sinnreichen Worte sind bühnenmöglicher als Herrn Bauer's Premierenwitze, als Bänkeltexte, die ohne Herrn Wittmann's Handlungsgerüst vollends haltlos sind. Kein Hörer einer Normaloperette hat je sich zu verstehen bemüht, was da oben in leichtflüssigen Melodien eigentlich verkündet wurde. Wer es an der Hand eines Textbuches — so etwas gibt es wirklich — erforscht hat, schaudert zurück und erwartet, daß der Menschheitsgenius sein Haupt verhüllen werde. Die Schauspieler verulken später den Text, singen, was sie wollen, passen kaum auf die Stichworte. Da noch anspruchslose Professionisten für Millöcker die Textgelegenheit schufen, da dieser echte Operettenmusiker noch nicht zur Verbindung mit einem dilettantischen Preßtyrannen gezwungen war, schuf Girardi seine lebensvollsten Gestalten, deren Reihe er erst wieder den Bruder Straubinger angliedern durfte. Unbegreiflich ist es, daß große Komiker der Tantiemen verlustig gehen, die die überflüssigen Buchmacher einstreichen. Was aber soll ein Girardi mit den Zwischenaktswitzen einer Bauer'schen Operette anfangen, die doch zu gequält und zu saftlos sind, um in das Repertoire des Herrn Eisenbach zu passen?

Herr Dr. Robert Hirschfeld, ein sonst vollsinniger und dem Cliquentreiben ferner Urteiler, bemüht sich vergebens, in der 'Frankfurter Zeitung' das Gegenteil zu beweisen. Es war ein ebenso unglücklicher Einfall, die »Freiheit« Girardi's in der neuesten Operettengestalt zu rühmen, wie den »Ernst« des Kritikers Bauer herauszustreichen, der nach »Antonius und Kleo-

1 Hinter diesem heute unbekannten, aus rassistischen Zeiten stammenden Titel verbirgt sich die bei allen Gut— und Bessermenschen allgemein geschätzte Operette “Der Sinti— und Roma—Baron“ von Johann Strauß

patra« das Mahnwort: »Kaufen sie Busenschützer!« und nach »Ödipus« die Wendung von dem zum Schluß ausgeschenkten »Ausstich« fand, der einer Wortwitzlaune Urteile akkommodiert und Schauspielerexistenzen opfert und so eine viel schlimmere Willkür und Abhängigkeit bewährt als irgend ein kleiner Kollege, auf dessen Gesinnung man für eine bestimmte Taxe bauen, mit dessen Meinung man wenigstens rechnen kann. Herrn Bauer statt für die Raaber für die Wiener Literatur retten wollen ist ein verzweifelter Entschluß. Ich nenne ihn nicht unsern Heine. Unser Raabelais — organische Wortwitze sind statthaft — wäre nicht imstande, eine unwitzige Zeile zu schreiben. Ist das ein Lob? Nicht eine Zeile, die, wenn man sie von dem aufgeklebten Humor befreite, das stilistische Gepräge einer Persönlichkeit zeigt. Dies scheint nur das Stigma seiner literarischen Unbedeutung. So wahr Kopfjucken keine Gehirntätigkeit ist, so wenig habe ich Herrn Julius Bauer je für einen Schriftsteller gehalten. Kratzt ihm die Witze vom Kopf, und ein Durchschnittsreporter bleibt übrig, der in banalen Sätzchen sein Lob und Tadel ausdrückt und dessen Temperamentlosigkeit kaum einen Periodenbau riskiert.

Zuchtwahl des Journalisten [1]

Von August Strindberg

Es war ungewöhnlich lebhaft in dem jetzt verlassenen Ritterhaussaal von Stockholm. Zwei Scheuerfrauen gingen umher und wischten Staub, alten adeligen Staub, der seit 1865 da gelegen hatte, als ihn die beifalltrampelnden Edelleute von ihren Füßen schüttelten, hochgräflichen Staub, der von dem blauen Tuch gerieben wurde, als die Herren des Reiches sich vor Angst auf den Bänken wanden, freiherrlichen Staub vom feinsten Uniformtuch; aber da lag auch unadliger Schreiberstaub von abgenützten, schwarzen Bonjours, nicht zu sprechen von dem, was auf der Galerie lag, denn bis dahin waren die Frauen noch nicht gekommen.

Der elfenbeinerne Stuhl des Landmarschalls stand leer; auf dem Tisch lag der Hammer und einige Auflagen des Wappenbuches; es sah aus, als wäre Auktion gewesen. Hinter dem Stuhle stand Gustav Adolf (der Zweite) und warf leere Marmorblicke über den leeren Saal hin bis hinauf zum Deckengemälde Ehrenstrahls.

Aber die Sonne schien durch die Fenster der Fassade und schenkte den Schilden auf der nördlichen Seite einen erneuernden Glanz.

— Das sind komische Tapeten, sagte die jüngere Frau, die noch nicht viel vom Leben gesehen hatte.

— Ach, liebes Kind, das sind ihre Schilde, antwortete die ältere Frau, die noch die alte Staatsverfassung mitgemacht hatte.

— Oh, Jessus, sind das Schilde?

— Ja, das sind Wappenschilde, Wappen, mußt du verstehen.

— Waffen, mit denen sie sich geschlagen haben?

1 Erste und einzig autorisierte deutsche Übersetzung. [KK]

— Nein, nein, keineswegs, Wappen, Wappenschilde, hinter denen sie sich verbergen, wenn sie sich schlagen.

— Und die hängen jetzt hier?

— Ja, irgendwo müssen sie doch hängen; aber all dies ist aus früherer Zeit, da weiß man nicht mehr Bescheid.

Ein junger Herr mit schwarzer Sammetmütze und einer Farbenschatulle in der Hand war eingetreten und auf dem großen Gange stehen geblieben. Er warf einige unehrerbietige Blicke über die Wände, legte den Kopf zwischen die Schulterblätter zurück, guckte nach dem Deckengemälde hinauf und zuckte die Achseln, wie nur ein Künstlereleve die Achseln zucken kann, wenn er etwas Geringwertiges sieht. Dann trat er direkt auf die Frauen zu und fragte, wo Nummer 806 hinge, das adlige Geschlecht Nummer 806.

Darüber konnte Frau Lundin ihm Auskunft geben, um so eher als sie bereits am Morgen die königliche Leiter vor Nummer 806 gestellt hatte. Die Sache war nämlich die, daß ein Klempner das Dach eingetreten hatte, als er für den letzten Reichstag die »Tugenden« reparieren wollte; das hatte zur Folge gehabt, daß es auf den Boden hineingeregnet hatte, das Wasser durch die Zwischendecke gedrungen war, sich durch die Gipsdecke hinuntergesogen und einen Wappenschild stark angegriffen hatte, der gerade die genannte Nummer trug. Warum er gerade die Nummer trug, das beruhte wohl auf einem Zufall, aber die Frauen glaubten, es herrsche auch wer über den Zufall. Es war ein häßlicher Fleck in der Decke; er sah aus wie ein Sumpf, aber aus dem Sumpfe kroch eine rotbraune Schlange die Wand hinunter; sie hätte sich auf 805, 807 stürzen können, auf jede einzelne von fünfzig Nummern, aber sie ging an ihnen vorbei, als ob der weiße Engel sein Zeichen auf sie gedrückt hätte, und traf ihr Ziel wie ein wohlgerichteter Pfeil. Es war nichts Ungewöhnliches an dem Wappen. Der Herzschild war in drei silberne Felder geteilt, auf denen sich drei Hundeköpfe in Gold befanden; er war nicht mit einem Helm oder einer Krone gekrönt, sondern hatte drei Pfauenfedern, auf denen die Augen mit einer ungewöhnlichen Naturtreue ausgeführt waren, so daß sie sich mit wilden schielenden Blicken umschauten. Aber jetzt war die Schlange in den Federbusch gekrochen, hatte mit ihrem schmutzigen Schleim die Augen überzogen, so daß sie wie der graue Star aussahen, und hatte sich zwischen dem Laubwerk hindurch gewunden und ihren grünen Eiter, den sie oben auf dem Kupferdache zwischen den »Tugenden« gesammelt hatte, über die drei silbernen Felder ausgegossen; an die Hundeköpfe aber konnte sie nicht heran, denn die waren von Gold.

Inzwischen war der junge Herr mit seiner Schatulle die Leiter hinaufgeklettert, und da saß er nun und suchte einen Anlaß, seine Restaurierungsarbeit aufzuschieben, die ihm gerade kein Vergnügen bereitete. Er nahm eine kurze Pfeife ans der Tasche und wollte Feuer schlagen, als er sich daran erinnerte, daß er an einem besseren Orte sei, weshalb er der Artigkeit wegen den Frauen die Frage hinwarf:

— Darf man hier rauchen?

— Oh, er sollte sich was schämen, antwortete die ältere Frau.

— Darf man kauen?

Die Frau glaubte hierauf nicht antworten zu müssen, aber erklärte bestimmt, daß er nicht auf den Boden spucken dürfe.

Der junge Herr wartete keine weitere Ordre ab, sondern schob einen Bissen Tabak zwischen die Zähne und fing an, den norrköpinger Scharfschützenmarsch zu pfeifen.

Das war mehr als eine alte Wanze ertragen konnte, die hundert Jahre in einer Bank auf der Referentengalerie gesessen hatte. Sie hatte allerdings viel von der Welt gehört, viel verständige Reden, viel Quatsch und recht viel Unwesen, aber niemals hatte sie jemand an diesem Orte pfeifen hören.

Sie hatte ihre Kindheit in einem Heckenpfahl zugebracht, darauf sich in einem königlichen Glaswagen niedergelassen, der sich an dem Heckenpfahl festgefahren, und war schließlich dem Reichsmarschall (als er mit den Regalien hinauffuhr) ins Ritterhaus gefolgt. Da sie ihre angeborenen volkstümlichen Neigungen nicht ablegen konnte, suchte sie ihren Platz auf der Galerie, wo sie immer auf den Duft von feuchten Kleidern und Schuhwerk rechnen konnte. Jetzt hatte sie indessen fünf Jahr geschlafen, sie und ihre 99jährige junge Tochter, als sie beide von dem neuen unbekannten Lärm geweckt wurden. Schlaftrunken stieß sie die Tochter in die Seite und bat sie aufzustehen und nachzusehen, was es gebe.

Diese kam nach einem Ausflug auf die Barriere mit der Nachricht zurück, ein Malergesell (wenn er das gehört hätte!) sei dabei, eine von den Platten anzustreichen. Dies Wort Platten sprach sie mit großer Verachtung aus, weil die Wanzen alles, was nicht von Holz ist, gering schätzen. »Holz muß es sein!« Indessen, die Neugier der Alten war geweckt, und sie beschloß in Begleitung ihrer Tochter die Reise anzutreten, um selbst die Sache in Augenschein zu nehmen. Sie sagten der Referentenbank für kurze Zeit Lebwohl, wanderten den Boden der Galerie entlang zwischen kleinen Haufen getrockneter Tabakstengel hindurch und erreichten schließlich die Wand. Darauf begann eine Wanderung über die Platten, wobei die Alte die Bemerkung nicht zurückhalten konnte, daß einem die Füße kalt würden, wenn man auf dem dummen Eisen geht. Die Junge dagegen mußte dann und wann ihrer Verwunderung über all die feinen und wunderbaren Sachen, die sie sah, Luft machen. Sie wanderten durch Wälder von Eichen; sie stießen auf Kobolde und Greife und Schlangen und Drachen; sie wanderten über Türme und Festen und Städte, zwischen Stümpfen von Menschen und Tieren, zwischen Kronen und Zeptern, Sternen und Sonnen.

Schließlich erreichten sie das Dachgesims.

— Halt dich fest, sagte die Alte, denn jetzt geht es über die Tiefe. Wir wollen zu dem großen Gemälde da mitten in der Decke, da haben wir Leinwand und Ölfarbe.

Es war eine gefährliche Reise. Bald war ein Riß im Gips, bald hatte eine Spinne ihre Netze ausgelegt, bald stürzte eine verräterische Brücke aus Staub unter ihren Füßen zusammen. Ihr Leben schwebte in Gefahr, und sie waren nahe daran, Schwindel zu bekommen und in die Tiefe hinunter zu stürzen. Schließlich nahmen sie den Geruch von Ölfarbe wahr; sie waren da. »Folge nur«, sagte die Alte. Und jetzt wanderten sie zwischen Wolken dahin, bis sie zum Mantel der Svea kamen. Da hatte der Künstler ein Halbpfund Karmin in einer brillanten Falte aufgelegt. In deren Schutz ließen sie sich nieder. Die Alte rieb sich die Augen und spähte hinab. — »Sieh nach, was für eine Nummer auf der Platte steht«, sagte sie. — »Achthundertsechs«, sagte die Tochter sofort. Die Alte wurde gedankenvoll und lehnte ihre Stirn gegen das sechste Hinterbein. — »Drei Hundeköpfe; drei Pfauenfedern! Oh Solon, Solon!«

Jetzt war die Reihe an der Jungen, von Neugier überfallen zu werden; und sie hörte nicht eher auf, um eine Erklärung zu bitten, bis die Mutter ihr die Geschichte von 806 zu erzählen versprach, die hiermit folgt, wie sie in der Eile von einer Maus aufgezeichnet wurde, die auf der Referentengalerie saß.

Die Erzählung der Wanze von Nr. 806.

Seine Majestät König Magnus Scheunenschloß lag eines Nachts während des norwegischen Krieges bei Tiveden. Er warf sich unruhig auf seinem Bette umher, denn er hatte ein Nierenleiden, das er sich durch unmäßigen Genuß von Alicante zugezogen hatte. Es war noch dunkel, und er wollte kein Licht anzünden. Er befühlte seine Wasseruhr. Vier! — Noch zwei Stunden bis zum Tage. Er stand auf, sprach einige Gebete, trank ein Glas Bier, und legte sich wieder hin, um zu überlegen. So lag er bis zum Tagesgrauen und warf sich in unruhigen Gedanken auf seinem Bette herum. Am Morgen, als der Arzt eintrat, fand er den Zustand so bedenklich, daß er irgend eine Zerstreuung verordnen mußte, zum Beispiel eine Hinrichtung oder eine Jagd. Da keine Bauern zur Stelle waren und die Leute des Königs nicht entbehrt werden konnten, entschloß man sich zu einer Jagd. Ein glücklicher Zufall hatte es auch gefügt, daß man ein Stück oberhalb Tiveden Elche gespürt hatte; dagegen drohte aber ein Umstand die ganze Kur zu vereiteln: man hatte keine Hunde. Das war ein neues Unglück. Der König, der sich einen Augenblick von seiner Niedergeschlagenheit erholt hatte, geriet außer sich und fiel in Ohnmacht, und das ganze Lager kam in Unruhe. Man setzte große Belohnungen aus für den, der einen Hund schaffen könne, aber vergeblich.

Der Zustand des Königs verschlimmerte sich. Eine dumpfe Stille lag über dem Lager. Man fürchtete das Schlimmste, und niemand wagte sich zu rühren. Schließlich gegen Mittag, als der Arzt eben den Kopf geschüttelt hatte, hörte man ein Gebell aus dem dichtesten Walde. Erst einige tiefe Anschläge, wie von einem Kettenhund, der bellt, weil es so sein soll; dann das Gebell eines lebhaften Spürhundes, das wie ein Jagdhorn klingt und bedeutet, daß er etwas gefunden hat; und darauf ein anhaltendes Gewinsel, als ob er mit der Schnauze einem Hasen auf den Hacken läge. Ein donnernder Hurraruf klang aus den Zeltgassen hervor, und man erwartete jeden Augenblick den keuchenden Jagdhund am Waldrand zu erblicken. Was aber kriegte man zu sehen? Mons, der Putzer des Generalfeldzeugmeisters kam winselnd und wedelnd zwischen den Fichtenstämmen hervorgetrottet.

Man lachte zuerst, dann aber wurde man ernst. Der König, der von seinem Bette aufgestürzt war, kam heraus und wurde Zeuge der Szene, aber der Putzer Mons ließ die Zeit nicht unnütz verstreichen, sondern öffnete sofort seinen Mund und sprach mit der Mütze in der Hand:

— Eure Majestät, meine Herren! Von der Krankheit unterrichtet, die Eurer Majestät hohe Nieren heimgesucht hat, und wissend, was für ein Heilmittel man vorgeschlagen, sowie daß dieses vollständig mangelt, habe ich mir die Freiheit genommen, meine geringen Dienste anzubieten.

— Was kannst du? fragte der König erzürnt.

— Bellen, Euer Gnaden!

— Das ist gut! Kannst du Eiche jagen?

— Nein, ich belle große Tiere nicht an, die schlagen aus. Aber Hasen, Haselhühner und andere kleine Tiere, da kann ich.

— Es ist gut! Ich habe allerdings noch nie Hasen vor Putzern geschossen, aber das ist neu und wird mich zerstreuen. Blas, Hornbläser, und sattle, Stallmeister!

Als der Mittag kam, hatte der König drei Hasen geschossen und war sehr vergnügt. Putzer Mons wurde gerufen, die Belohnung zu empfangen.

— Willst du Gold oder Ehre haben? Wähle, denn beides kannst du nicht bekommen!

— Ehre, Eure Majestät!

— Auf die Knie, du Hund!

Putzer Mons fiel auf die Knie nieder, erhielt drei Schläge mit dem Schlachtschwert und stand als Edelmann auf.

— Du sollst drei Hundeköpfe in deinem Schilde führen, zur Erinnerung an deine ausgezeichneten Verdienste; statt des Helms aber sollst du drei Pfauenfedern haben, denn deine Eitelkeit war größer als dein Geiz. Du bist frei, Mons Hund; geh hin, vermehre dich und erfüll die Erde!

Jetzt war Mons Edelmann! Jetzt mußte er sich eine Rüstung mit Schild und Schwert kaufen und im Wagen fahren. Aber er hatte kein Gold. Er versuchte auf seinen neuerworbenen Kredit eine Schuhwichsfabrik anzulegen, aber er ging in der Konkurrenz unter. Er machte alle Grade der Demütigung durch und kehrte schließlich zu seiner früheren Stelle als Putzer beim Generalfeldzeugmeister zurück.

Jetzt aber war er verheiratet und hatte Kinder, kleine adelige Kinder, die nach ihrem Stande erzogen werden mußten, und das war nicht leicht.

Der Sohn avancierte zum Sergeanten, bekam den Abschied, verheiratete sich, und hielt den Namen am Leben.

Das Geschlecht zeichnete sich während der folgenden hundert Jahre nicht sehr aus, sondern verhielt sich still und ruhig. Das Höchste, was einer werden konnte, war Fahnenjunker mit dem Abschied als Leutnant. Die denkwürdige Entstehung der Adelschaft war vergessen, und die Familie lebte als arme Edelleute dahin. Etwas aber war da, das nagte und nagte. Die Ehre war ja vorhanden, aber das Geld fehlte immer, und keiner von der Familie wagte sich jetzt zum verachteten Kaufmannsstand herabzulassen; der Schild mußte rein gehalten werden, und die Familie mußte ihr Auskommen im Staatsdienste suchen. Das Geschlecht konnte nicht entarten, weil es nie obenauf gewesen war, aber es konnte auch nicht steigen — aus Mangel an Geld.

Des Stammvaters eminente Fähigkeit, die ihm den Adel eingebracht hatte, übersprang sechs Generationen, bis sie bei dem bekannten Daniel Hund wieder auftauchte, der von Johan III. auf Erich XIV. losgelassen wurde; über diesen schrieb dann Daniel seine Chronik, und wurde damit der erste Chronist des Vaterlandes. Da Johan eine dankbare Natur war, blieb Daniels Beförderung nicht aus. Mit der Beförderung kam das Gold endlich, und bald sah man den Hund'schen Palast sich in Stockholm am Norrmalmstorg erheben. Jetzt wurde ein lustiges Leben geführt; so lustig, daß als Daniel starb, die Erben alles fortgeben mußten. Alte Weiber sagten: wie gewonnen so zerronnen, aber die Zeitungen sagten, Hund sei ein Prophet (weil er einen König angegriffen hatte), und sie veranstalteten eine Sammlung für die Familie.

Hier ist eine Lücke in den Biographien, das aber weiß ich, daß das Geschlecht ein kümmerliches Leben fristete, bis zu Carl XI. Da trieb die Familie eine neue Blüte. Ein Sohn war da, der mit kleinerem Kopf, aber größerer Eitelkeit, mit weniger Gefühl, aber größerer Gewissenlosigkeit begabt war als die andern Kinder. Er wurde in ein Kontor gesteckt. Genaueres weiß man nicht, aber es heißt, daß er auf eine weniger löbliche Art zum Unterhalt der Familie beigetragen habe, worauf er eine eilige Reise nach Neu—Schweden in Amerika antreten mußte.

Nach Stockholm zurückgekommen, fand er sich dort ein wenig fremd. Viele von seinen gleichaltrigen Kameraden hatten durch Arbeit, Entsagungen und Redlichkeit sich eine Stellung errungen, ja einige waren berühmte Leute. Das erzeugte bei ihm ein tiefes Mißvergnügen. Gleichzeitig merkte man bei ihm ein ungeahntes Interesse für die Literatur, zumal die Sorte, die pro Zeile bezahlt wird. Unser Freund befand sich bald mit allen Vieren in der unter Carl Xl. so lebhaft blühenden Zeitungsliteratur.

Da er indessen bald sowohl seine Stoffe als seine alten Freunde erschöpft hatte, wurden seine Artikel seltener und die Mahlzeiten unregelmäßiger; die grausame Armut nahm ihn hart in die Arme, und bald befand er sich im Schuldturm hinter Schloß und Riegel. Aber die Not ist erfinderisch, und unser Mann fühlte sich dazu geschaffen, die größte Erfindung des 17. Jahrhunderts zu machen: Die Reisebriefe. Vom Gefängnis gingen bald die allerherrlichsten Reiseschilderungen von Tunis und Konstantinopel aus; und vom Kriegsschauplatz bekamen gefühlvolle Zeitungleser die erschütterndsten Schilderungen eines: »schwedischen Adeligen«, dessen persönlicher Mut aus jeder Zeile glänzte und der das Tun und Lassen der Generale einer strengen Kritik unterwarf; besonders aber merkte man des Verfassers sichtliche Vorliebe für alles, was das Seewesen betraf, und in seiner Kritik der Vorschläge einer Reorganisation der Flotte verriet er eine erstaunliche Sachkenntnis. Dank seiner Erfindung befand sich unser Mann bald auf freiem Fuße; aber mit der Freiheit kam der Mut zurück und mit dem Mut der Übermut.

Verschiedene Neuheiten hatten sich indessen im Leben der Hauptstadt gezeigt; man hatte eine Fabrik bekommen und man hatte eine Gesellschaft bekommen, bei welcher der Hof Aktien hatte. Zwei solche patriotische Unternehmungen konnten nicht von Bestand sein, ohne daß das Publikum regelmäßige Nachrichten über die Lage der beiden Institute erhielt, über Wünsche und Beschlüsse der Direktion, über künftige Absichten und dergleichen mehr. Für solch einen guten Zweck sollte eine Zeitung das passendste Mittel sein. Zum Redakteur wurde ein Mann gesucht, der durch seine unparteiische Stellung zu allen geschäftlichen Verhältnissen einsehen konnte, daß die französische Karduanfabrik die einzig berechtigte sei, und daß die italienische Glasgesellschaft die einzig nötige für Schweden sei; außerdem mußte der Zeitungschef ein Mann mit einer harten Stirn sein, der alle ungerechten Angriffe der Konkurrenten zurückschlagen konnte; zugleich aber in alle Themata eingeweiht war, die das Publikum interessierten, wie Gedichtbücher, Theaterstücke, Ölgemälde u. a. m., so daß die Zeitung nicht das Aussehen eines geschäftlichen Zirkulars erhielt.

Der Mann brauchte nicht mit der Laterne gesucht zu werden ... Die noch nicht erkannte Erblichkeitstheorie hatte einen neuen Beweis für ihre Richtigkeit gewonnen: Agathon Hund, aus dem adeligen Geschlecht Hund von Schamlos, sollte nun durch eine Reihe glänzender Taten den von den Vätern ererbten Ruf verteidigen und dem mitgenommenen Namen neuen Glanz verleihen. Und eine bessere Wahl hätten die patriotischen Aktienbesitzer niemals treffen können. Nie brauchten sie zu fürchten, daß sie bei ihrem Redakteur auf hartnäckige Ansichten in Sachen und Dingen stoßen würden, denn alle politischen, sozialen, kirchlichen und ökonomischen Meinungen konnten in dem einzigen Grundsatz zusammengefaßt werden, der seinem ganzen öffentlichen Charakter das ihm eigentümliche Gepräge gab, und den er so formulierte: »der Mensch muß Wein zu Mittag trinken«. Die Instruktion, die die Gesellschaft unserm Freund gegeben hatte, war ebenso kurz, aber nicht weniger ausdrucksvoll und bestand aus den zwei Worten: »steck ein!« und »tout beau!«

Die Zeitung erhielt in der Taufe den eigentümlichen Namen Pharao, welcher eine Erinnerung bedeuten sollte an ihre streng monarchischen Tendenzen und ihre Ehrfurcht vor dem Jahrhunderte lang Erprobten; der einfältige Teil des Publikums aber, der das vortreffliche Dasein der ägyptischen Pharaonen nicht kannte, meinte bald, mit seinen neuerworbenen Einsichten in die Sache, der Name Pharao sei einem bekannten Spiel entnommen, bei dem man vorzugsweise falsch spielt.

Eine grausame Ironie des allmächtigen Schicksals stellte es an, daß die Redaktion in den früheren Hund'schen Palast am Norrmalmstorg verlegt wurde, der vor langer Zeit unter den Hammer gekommen und jetzt zu Läden aller Art eingerichtet war. Hier in der Parterrewohnung, wo vordem die Banketts des glänzenden Geschlechts zubereitet wurden, saß nun Freund Agathon als ein mächtiger Herr, und hielt Gericht über das Wohl und Wehe der Menschen; und wenn er bisweilen zum ersten Stockwerk hinauf guckte, wo der Rittersaal an ein Möbelmagazin vermietet war, fühlte er einen Stich im Herzen.

Die Reise nach Amerika hatte bei Agathon so tiefe republikanische Eindrücke hinterlassen, daß er auf den Gebieten, wo er frei war, nämlich auf dem der Poesien und der Bilder, bald in Versuchung geführt wurde, die monarchischen Begriffe beiseite zu legen und neue aufzunehmen; um aber der Sache nicht zu schaden, nahm er einige Ideen aus einer abendländischen sogenannten Republik, nämlich dem aristokratischen Venedig, in dessen Verfassung er die unschätzbare und bekannte Institution bewunderte, die der Löwenrachen genannt wurde. In das Schwedisch des 17. Jahrhunderts übersetzt, wurde das eine heimliche offizielle Bekanntmachung, daß das Publikum gegen eine geringe Abgabe von fünf Talern Silbermünze unbewiesene Anklagen gegen seine Feinde drucken lassen konnte. Das Unternehmen war ein glänzender ökonomischer Erfolg, und Agathon wurde nächst dem König der gefürchtetste Mann der ganzen Hauptstadt. Wehe dem, der's unterließ, ihn zu grüßen! Wehe dem, der unter den Stockschlägen klagte! Er schrieb Lobgesänge auf die Alleinherrschaft, auf die Kirchenzucht im Gesetz von 1686, er stellte Ketzerverfolgungen an und druckte Predigten ab.

Einen so gewaltigen Kämpen hatten die Großherren noch nie gehabt, und obgleich sie sich der Bekanntschaft schämten, unterließen sie's doch nicht, ihm freundlich zuzunicken, wenn er mit dem Hute in der Hand am Rande des Rinnsteins stand und von ihren dahinrollenden Wagen bespritzt wurde; was sie nicht abhielt, zum andern Wagenfenster hinauszuspucken.

Wenn er des Abends in den Ballhauskeller eintrat, versäumte keiner von den armen Schauspielern, sofort aufzustehen und ihm einen Platz anzubieten, denn er hatte ihr Wohlergehen in der Hand. Im 17. Jahrhundert hatte man nämlich einen solchen Respekt vor dem, was in einer Zeitung stand, daß dem Schauspieler, von dem sie unvorteilhaft sprach, sofort gekündigt wurde; man sah damals oft manchen Familienvater, der auf die Weise seines Brotes beraubt worden, einen Zeitungsredakteur um Gnade für seine Kleinen bitten; welche Gnade darin bestand, daß er das nächste Mal keine Schelte bekam.

Wenn aber Agathon wohlgepflegt und satt vom Tisch der Armen aufstand und man seinen Degen in der Tür verschwinden sah, da hagelten die Flüche wie Feuerregen, und manches Messer wurde da halb aus der Scheide gezogen, um dann ganz bescheiden wieder hinunter zu kriechen. Unser Freund aber schwoll von Behäbigkeit, und seine dünnen Wangen glänzten vor Zufriedenheit. Einige sagten, er habe seine Seele verkauft, andere aber meinten, sie sei noch immer käuflich.

— —

Hier machte die Wanze eine Pause und versank in Grübeleien. Der Künstler, der seine Zeit damit zugebracht hatte, die Tragriemen umzuschnallen und heraldische Studien zu machen, war jetzt bereit, seine Restaurierungsarbeit zu beginnen. Mit einem Blick fuhr er über die goldenen Felder, spuckte (man denke: spuckte!) auf den Rostfleck, zog sein Schnupftuch heraus und fing an zu reiben. Vergebens!

— Gib einen Scheuerlappen her, rief er einer von den Frauen zu. Und Seife!

Er erhielt nach einigen parlamentarischen Versuchen das Verlangte. Aber alle seine Anstrengungen waren vergebens.

— Das muß vergoldet werden! murmelte er, schlug seine Farbenschatulle zu und stieg hinunter.

* * *

Confession

Von *Frank Wedekind*

Freudig schwör ich es mit freier Stirne
Vor der Allmacht, die mich züchtigen kann:
Wie viel lieber wär ich eine Dirne
Als an Ruhm und Glück der reichste Mann!

Welt, in mir ging dir ein Weib verloren,
Abgeklärt und jeder Hemmung bar.
Wer war für den Freudenmarkt geboren
So wie ich dafür geboren war?

Bin ich nicht der Liebe treu ergeben
Wie es Andre ihrem Handwerk sind?
Liebt ich nur ein einzig Mal im Leben
Irgend ein bestimmtes Menschenkind?

Lieben? — Nein, das bringt kein Glück auf Erden.
Lieben bringt Entwürdigung und Neid.
Heiß und oft und stark geliebt zu werden,
Das heißt Leben, das ist Seligkeit!

Oder sollte Schamgefühl mich hindern,
Wenn sich erste Jugendlust verliert,
Jeden noch so seltnen Schmerz zu lindern,
Den verwegne Phantasie gebiert?

Schamgefühl! — Ich hab es oft empfunden;
Schamgefühl bei mancher edlen Tat;
Schamgefühl vor Klagen und vor Wunden;
Scham, wenn endlich sich Belohnung naht.

Aber Schamgefühl des Körpers wegen,
Der mit Wonnen überreich begabt?
Solch ein Undank hat nur fern gelegen,
Seit mich einst der erste Kuß gelabt.

Und ein Leib, vom Scheitel bis zur Sohle
Allerwärts als Hochgenuß begehrt …
Welchem reinren, köstlichern Idole
Nachzustreben, ist dies Dasein wert?

Wenn der Kniee leiseste Bewegung
Krafterzeugend wirkt wie Feuersglut
Und die Kraft, aus wonniger Erregung
Sich zu überbieten, nicht mehr ruht;

Immer unverwüstlicher und süßer,
Immer klarer im Genuß geschaut,
Daß es statt vor Abscheu dem Genießer
Nur vor seiner Riesenstärke graut ...

Welt, wenn ich von solchem Zauber träume,
Dann zerstiebt zu nichts, was ich getan;
Dann preis ich das Dasein und ich bäume
Zu den Sternen mich vor Größenwahn! — — —

Unrecht wär's, wollt ich der Welt verhehlen,
Was mein Innerstes so wild entflammt,
Denn vom Beifall vieler braver Seelen,
Frag ich mich umsonst, woraus er stammt.

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS

[Kaiserliche Kunstkritik]

Patriot. Der Schacher mit Kaiserworten, die in gewerblichen Ausstellungen gesprochen werden, ist nunmehr wohl dank dem energischen Dazwischenfahren eines Handelsrichters unmöglich. Aber das Zitieren von Kaiserworten, die in Kunstausstellungen gesprochen werden, also eine loyale Publikation ohne gewinnsüchtige Nebenabsicht, ist noch von keinem Geschmacksgericht verhindert worden. Der Kaiser spricht als Privatmann, und als ein höflicher noch dazu. Er hat weder den Ehrgeiz, künstlerische Urteile zu fällen, noch die Zeit, sie besonders zu differenzieren. So spricht er mit knappen Worten überall seinen Beifall aus. Eine alte Gewohnheit, deren Liebenswürdigkeit von Reportern mißbraucht wird. Der Monarch ahnt nicht, daß jeder belanglose Ausdruck gütiger Gesinnung, von Schnüfflern erlauscht oder von reklametüchtigen Malern den Schnüfflern zugetragen wird. Sonst würde er den freundlichen Brauch nicht mehr üben wollen, und ein Bericht, wie er am 22. Dezember im 'Neuen Wiener Tagblatt' stand, wäre unmöglich. Ich entnehme ihm wörtlich die folgenden Stellen:

> »Die drei Porträts von John Quincy Adams und seinen 'Seehäusler' bezeichnete der Kaiser als SEHR gute Arbeiten. Edmund Adlers Porträt (die Frau des Malers) erfuhr die Kritik: 'Die Dame muß sehr gut getroffen sein.' Die Bilder von Friedrich Beck, Hans Berger, Leopold Baras 'Es war einmal', Barbarinis 'Aus Ebental', Otto Barths Schneelandschaften sprachen SEHR an ... SEHR eingehend erkundigte sich der Kaiser nach dem Landschafter Ferdinand Brunner, der neun Bilder ausgestellt hat. Er fand sie SEHR geschickt gemacht und nannte den Künstler SEHR talentvoll. Oskar Brüchs Bildnis des Oberrechnungsrates Dillmann bezeichnete der Kaiser als ein SEHR schönes Porträt ... Ein besonderes Lob erhielt des Grazers Konstantin Damianos stimmungsvolles Landschaftsbild 'Aus einem alten Park', das der Kaiser 'SEHR gut in der Auffassung'

nannte ... Rudolf Fuchs' 'Aktstudie' ('ein SEHR geschmackvolles, hübsches Bild') gab Anlaß zu lobenden Worten ... Ernst Graners Aquarell 'Kohlendampfer' sprach den Monarchen SEHR an ... In der Kollektivausstellung des Düsseldorfers Heinrich Hermanns fand der Monarch namentlich die Küchen—Interieurs SEHR schön ... Jungwirts 'Fallende Blätter' und 'Herbstnebel', Kaiser—Herbsts 'Ein Junitag' gefielen ihm SEHR ... Ludwig Koch erkannte der Monarch bei seinem 'Alarm' sofort an der Malweise. Er nannte das Bild SEHR gut. Von Franz Kopallik sprachen alle Sachen SEHR an. Josef Köpf fand der Kaiser sowohl in seinen Köpfen, als in den Landschaften SEHR ansprechend ... Merodes 'Marktszene' ('ein SEHR gutes Bild'), Mielichs 'Wasserträger' und Otto Nowak interessierten SEHR ... Luise Peczenik fand er als Porträtistin SEHR gut ... Franz Ruß' Motive aus der Wachau SEHR hübsch ... Die Kollektion von Nikolaus Schattenstein sah der Kaiser SEHR eingehend an und fand SEHR viel Talent in den Werken des Künstlers ... Bei Schödl rief der Monarch: 'Ah, ein bekannter Stilllebenmaler; ein SEHR schönes Bild.' ... Stephan Schwartz' Figürchen 'In Betrachtung' fand der Kaiser SEHR fein ausgeführt ... Temple war dem Kaiser als Landschafter neu, er fand ihn aber SEHR gewandt auf dem neuen Felde ... Trentan—Havliceks Motive aus Wiens Umgebung fand er SEHR duftig ... Nachdem der Kaiser die Bilder von ... mit Interesse angesehen hatte, betrachtete er eingehend Zoffs Marienbilder, die ihm gleichfalls SEHR gefielen ... Der Kaiser schied mit dem Ausdrucke der Zufriedenheit über die SEHR schöne und reichhaltige Ausstellung.«

[Neue Freie Medizin]

Mediziner. Sie haben in der 'Neuen Freien Presse' gelesen, daß Herr Dr. v. Koerber an einer »NERVÖSEN MagenNEUROSE« leidet. Hoffentlich hat er sich als treuer Leser des deutschösterreichischen Bildungszentralblattes nicht auch eine »verstimmte Magenindisposition« zugezogen.

[Zum Fall Helfer]

Kriminalist. Auch der »flüchtige Gerichtssekretär« selbst beehrt die 'Fackel' mit einem Rechtfertigungsversuch [1], dessen Naivität freilich noch weniger glaubhaft wirkt als das aus weiblicher Feder erflossene Unschuldsbekenntnis. Weder als kriminal— noch als sozialpsychologisches Dokument ist der Brief interessant. Herr Helfer bezeichnet alles, was über ihn gesprochen und geschrieben wird, als unwahr. Nur die Tatsache, daß er in New—York ist, kann er nicht in Abrede stellen. Der Artikel der 'Fackel' über seine Affäre habe ihn schmerzlich enttäuscht. Aber auch die schmerzliche Enttäuschung seiner Gläubiger geht ihm scheinbar nahe. Er halte »in erster Reihe sein Bestreben darauf gerichtet, sie sämtlich voll zu bezahlen und so den eklatanten Nachweis zu liefern, daß auf seiner Seite eine Schädigungsabsicht nie vorlag«. Aber ein Angeklagter muß, auch wenn er in Amerika ist, nicht die Wahrheit sagen. Grotesk ist das Pochen auf seine »Korrektheit im AMTE«. Daß der Mann Advokaten, in deren Prozessen er zu judizieren hatte oder haben konnte, angepumpt hat, erscheint ihm als eine Angelegenheit seines Privatlebens. Im übrigen enthält das kuriose Schreiben eine Richtigstellung, der Raum zu geben ich wohl verpflichtet bin: »Die Automobilunfalluntersuchung Pollak war vor ungefähr zwei Jahren beim Wiener Landesgericht in Strafsachen anhängig. Ich war damals bei dieser Justizstelle als Untersuchungsrichter tätig; eine nähere Relation zwischen mir und dieser Strafsache hat nicht

1 s. Heft 171 # 08

bestanden. Dieselbe wurde, wie aus dem Akte leicht zu entnehmen, von A bis Z von Herrn L. G. R. Dr. v. Szilvinyl geführt, und ich kann daher nicht einsehen, warum und wieso die Einstellung dieser Untersuchung mit meiner Person heute in Verbindung gebracht wird«. Nun ja, an der Beilegung dieser Affäre, in der Herr Dr. Schneeberger den Beschuldigten vertrat, hat Herr Helfer nicht mitwirken müssen.

[Die Kriegshunde]

Leser. Aus der 'Neuen Freien Presse', 20. Dezember 1904:

> »(Die Verwendung von HUNDEN im Kriege) ... Mit einer Wasserflasche ausgerüstet, sucht er mit der größten Genauigkeit das Gefechtsfeld ab, findet jeden noch so versteckt liegenden Verwundeten, gibt diesem Gelegenheit, sich durch einen Trunk zu erfrischen, und holt entweder PERSÖNLICH die Sanitätsabteilung, der er angehört, herbei oder avisiert dieselbe durch anhaltendes Lautgeben ...«

[Die Hotelfrage]

Fremdenführer. Maximilian Harden war vier Tage in Wien. Und ist natürlich schon in allen Finessen des Wiener Luxuslebens zuhause. Der Graf Posadowsky ist es nicht, wiewohl er sich länger in Wien aufhielt. Dieser schwerfällige Norddeutsche fand sich hier nicht zurecht.

> »Kannte weder das Geistesklima noch die Persönlichkeiten, auf die es ankam. STATT IN EINEM RINGSTRASSENHOTEL ABZUSTEIGEN, ZOG ER IN DIE INNERE STADT. WEIL'S BILLIGER IST? Nichts Weltmännisches. Keine leichte Hand.«

Und so mußte er denn mit seiner handelspolitischen Mission scheitern ... Herr Harden stieg in einem Ringstraßenhotel ab, und SEINE Wiener Mission hatte Erfolg. Aber sind die Verfechter seines »weiten Horizonts« nicht doch ein wenig enttäuscht, den Gewaltigen auf die Wahl des Hotels so großen Wert legen zu sehen? Und werden sie ihn nicht belehren, daß der wahre Parvenu heute nicht mehr in einem der Ringstraßenhotels, wo mit den Aristokraten gleich auch die Wucherer wohnen, sondern eben in einem der vornehmen Hotels der inneren Stadt absteigt, weil dort NUR die Aristokraten wohnen? Billiger ist's nicht, und in dem Hotel des ungeschickten Grafen Posadowsky wohnt stets der König von Rumänien ... Besser als über die Wiener Hotelverhältnisse scheint Harden über die Wiener Preßverhältnisse orientiert zu sein. Er spricht von dem »Irrglauben« des Grafen Posadowsky, »daß die Wiener sich wie die Berliner Presse behandeln lasse«. Natürlich ist die Wiener Presse teurer.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus.
Druck von Jahoda & Siegel. Wien. III. Hintere Zollamtsstraße 3.

Im Verlage ‚Die FACKEL' sind erschienen
und durch alle Buchhandlungen oder direct zu beziehen:

Wilhelm Liebknecht
Nachträgliches zur „Affaire"

Houston Stewart Chamberlain
„Katholische" Universitäten

Karl Kraus
Sittlichkeit und Criminalität

Joseph Schöffel
Der Parlamentarismus

Joseph Schöffel
Die Autonomie

Joseph Schöffel
Immunität und Incompatibilität

Karl Kraus
Irrenhaus Oesterreich (Die Affaire Coburg).

Karl Kraus
Der Fall Hervay

Preis jeder Brochure 40 h, portofrei 50 h.

DIE DEMOLIRTE LITERATUR

Von KARL KRAUS.
Preis 80 h, portofrei 90 h.

EINE KRONE FÜR ZION

Von KARL KRAUS.
Preis 80 h, portofrei 90 h.

Unternehmen für Zeitungsausschnitte

OBSERVER

Wien, I. Concordiaplatz No. 4 (Telephon 12801),

liest alle hervorragenden Journale der Welt (Tagesblätter, Wochen- und Fachschriften), welche in deutscher, französischer, englischer und ungarischer Sprache erscheinen, und versendet an seine Abonnenten Zeitungsausschnitte über jedes gewünschte Thema. Man verlange Prospekte

Inhalt der vorigen Nummer (Nr. 171, 17. Dez.): Die große Bestechung. — Hartel's Ästhetik. — »O Du mein Österreich!« Von Martellus. — Der Gesetzentwurf zur Verbesserung des Schutzes der Ehre. Von Dr. Berthold Beck. — Die Geschwornen. — Literatur. Von Farga. — Der Blitzzug des Herzens. — Ein Brief der Frau Lucie Helfer. — Antworten des Herausgebers (Schutz des heimischen Gewerbes; Literaturgeschichtliches; Programmkritik; Herr Müller). — Mitteilung des Verlages.

Tafelwasser Heilwasser
Krondorfer
natürlicher
alcalischer SAUERBRUNN

Die Fackel

erscheint in zwangloser Folge im Umfange von 16–32 Seiten
Einzelne Nummern sind in allen Tabaktrafiken und Buchhandlungen erhältlich.

BEZUGS-BEDINGUNGEN:

für Abonnements, die sowohl direkt bei der Administration der ‚Fackel', Wien, IV. Schwindgasse 3 als durch Buchhändler, Zeitungsbureaus und Postämter erfolgen können:

für Oesterreich-Ungarn,	36	Nummern,	portofrei	K 7.—
»	18	»	»	» 3.60
» das Deutsche Reich,	36	»	»	M. 7.—
»	18	»	»	» 3.60
» die Länder d. Weltpostver.,	36	Nummern,	portofrei	M. 8.20
»	18	»	»	» 4.10

Das Abonnement erstreckt sich nicht auf einen Zeitraum, sondern auf eine bestimmte Anzahl von Nummern.

Offene Reklamationen portofrei.

Einzelne Nummern à 24 h = 24 Pf.

Bei Postämtern des Auslandes abonniert man unter Nr. 1262 *a* des Zeitungsverzeichnisses der k. k. österreichischen Post.

Verlag ‚Die Fackel', Wien, IV. Schwindgasse 3.
Geschäftsstunden 9–12 und 2–6 Uhr.

Telephon 7857. Postsparkassen-Konto Nr. 857.884.

Kommissionsverlag für Deutschland:
OTTO MAIER, LEIPZIG, Stephanstraße Nr. 12.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.
Druck von Jahoda & Siegel. Wien, III. Hintere Zollamtsstrasse 3.